

erhöht, wenn die Historiker überprüfbare kausale Erklärungen liefern. Wie kommt man aber zu solchen kausalen Urteilen? Anders als in den Naturwissenschaften hat der Historiker es stets mit singulären Ereignissen zu tun. *Lorenz* stellt unterschiedliche Methoden und Erklärungsmodelle vor. Den Vergleich macht er als Königsweg der Geschichtswissenschaft aus, weil er kausale Erklärungen liefert, die, im Gegensatz zu subjektiver Interpretation der Quellen, überprüfbar sind. Der kontrollierte Vergleich gilt ihm als Ersatz des naturwissenschaftlichen Experiments: „Vergleichen [bleibt] der einzige Modus, um Kausalurteile überhaupt zu rechtfertigen.“ (S. 270) *Lorenz* erläutert sehr ausführlich die Methoden der Sozialgeschichtsschreibung. Der Verbindung von Geschichtsschreibung und Sozialwissenschaften widmet er sogar ein separates Kapitel, in dem er die Annäherung beider befürwortet, da dies eben die Sicherung kausaler Erkenntnisse ermöglicht. Die Sozialwissenschaften haben im 20. Jh. die Wissenschaftlichkeit in der Geschichtsschreibung befördert, da sie zur Schärfung der Begrifflichkeit beigetragen, neue Methoden und Instrumente geliefert und zur Erweiterung des Untersuchungsobjektes geführt haben. In der Verbindung beider sieht *Lorenz* auch weiterhin große Vorteile für wissenschaftliches Arbeiten der Historikers.

Im abschließenden Kapitel geht *Lorenz* dann auf den Nutzen der Geschichtsschreibung ein, auf Fragen der Objektivität, der Gesellschaftskritik, der Identitätsbildung. Das Fazit ist, daß die Geschichtsschreibung nicht wertfrei sein kann und niemals wertfrei war. Den Streit um Objektivität und um Werte sieht *Lorenz* als Teil der

gesellschaftlichen Aufgabe des Historikers.

Thomas Höpel

1 Wehler widmet Michel Foucault einen Essay, der sich kritisch mit dessen Theorien und Methoden auseinandersetzt und dabei zugleich eine Flut von Invektiven über den Autor ausschüttet, die einer kritischen, wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit seiner Theorie eher im Wege stehen (Hans Ulrich Wehler, Michel Foucault. Die 'Disziplinargesellschaft' als Geschöpf der Diskurse, der Machttechniken und der 'Bio-Politik', in: ders., Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998, S. 45-95).

2 Max Weber, *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre des Kulturlebens*, Tübingen 1982, S. 153ff, 170.

Jörn Rüsen (Hrsg.), Westliches Geschichtsdenken. Eine interkulturelle Debatte, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999, 322 S.

Ist der Eurozentrismus oder die Dominanz westlichen Denkens in der Moderne durch eine spezifische Art der historischen Vergewisserung grundiert? Diese Frage gibt dem vorliegenden Band seine Gliederung. *Peter Burke*, ausführlich vertraut mit der Praxis einer Historiographie in europäischer Perspektive und mit der Geschichte einflußreicher Richtungen insbesondere der französischen Geschichtswissenschaft, leitet mit zehn Thesen zu den Spezifika des westlichen Geschichtsdenkens ein. Dieses ist für ihn gekennzeichnet durch eine lineare Vorstellung von Entwicklung oder Fortschritt; durch eine historische Perspektive, die eine kulturelle Distanz zur Vergangenheit als Fremde herstellt; daraus ergibt sich eine Vorstellung von der Individualität jeder historischen

Epöche und jedes geschichtlichen Phänomens (die sog. Historismus-Problematik); zugleich werden kollektive Akteure stark betont; aus der Widersprüchlichkeit dieser Tendenzen lasse sich eine besonderes Interesse für epistemologische Fragen ableiten. Unter den Erklärungsmechanismen ragen besonders Kausalerklärungen hervor. Aus der Notwendigkeit der Distanzierung vom Gegenstand entstand zunächst das Ideal der Vorurteilsfreiheit (*sine ira et studio*), sodann unter dem Einfluß der Naturwissenschaften die Idee der Objektivität historischer Darstellung. Der Gebrauch von Statistik und Serialisierungen der Quellenbestände, die quantitative Aussagen zulassen, wäre eine weitere Eigenschaft westlicher Historiographie. Neben dem Inhalt sei auch die literarische Form ein Unterscheidungsmerkmal, das die Bindung an bestimmte Traditionen vor allem des Romans ausdrückt. Schließlich hält Burke einen eigenen Umgang mit den Problemen von Zeit und Raum (Vorstellungen von Grenze, von Zentrum und Peripherie, von Ausdehnung im Raum) für ein Charakteristikum, das dabei am ausgeprägtesten bei den „Neoeuropäern“ außerhalb der Alten Welt anzutreffen sei.

Die wenigen Beispiele, die den Thesen als erläuternde Assoziationen beigegeben werden konnten, stammen mehrheitlich aus der Entwicklung des 19. und 20. Jh.s, manche aber auch aus der Renaissancezeit, mit der Burke als Forscher besonders vertraut ist. Sie dienen nicht einer stringenten Beweisführung für die Richtigkeit der Thesen, sondern sie sollen lediglich illustrieren, daß es detailliertere Argumente für die Plausibilität der Thesen gibt. Räumlich beziehen sich die herangezogenen

Beispiele auf Nordwest- und Südwesteuropa mit Ausblicken auf Latein- und Nordamerika. Damit ist eine Unschärfe in Kauf genommen, die hier angemerkt sei, weil sie in den nachfolgenden Kommentaren zu Burkes Thesen keine Rolle spielt: das Gegenüber zum westlichen Geschichtsdenken scheint ein mehr oder minder homogen vorgestelltes „südliches“ Geschichtsdenken zu sein: Afrika einschließlich des arabischen Raumes, Asien und die amerikanischen Geschichtskulturen vor dem Eindringen der Europäer. Eine andere Opposition zum westlichen könnte das östliche Geschichtsdenken sein. Eine Verknüpfung mit der Diskussion, inwieweit die unter marxistisch-leninistischem Vorzeichen entfalteten Geschichtskulturen im Staatssozialismus westlichen Traditionen verhaftet blieben oder eine inkompatible Eigensinnigkeit entwickelten, ist dem Autor (wie auch dem Herausgeber) nicht wichtig erschienen. Dies mag angesichts der zeitlichen Begrenztheit des Phänomens verständlich sein, angesichts der Burkeschen Erklärung für die Spezifik des westlichen Geschichtsdenkens durch die Bindung an ein System von Besonderheiten des Kapitalismus, des Rechtssystems und Rechtsdenkens sowie der Vorstellung von Wissenschaftlichkeit (S. 46), läge hier jedoch eine reizvolle Herausforderung, die zugleich die Schärfung des mit „westlich“ betont ungenau umschriebenen Zusammenhangs ermöglicht hätte.

Burkes Thesen haben den Vorzug, den Kern einer bestimmten Geschichtsvorstellung knapp zusammenzufassen und damit Widerspruch auszulösen, der Präzisierungen einbringt.

Klaus E. Müller vollzieht den Aufstieg des ethnozentrischen (identitätsstiftenden) und eurozentrischen Geschichtsbildes seit den alten Griechen noch einmal nach und verklammert dieses Narrativ stärker als Burkes eher an den geistesgeschichtlichen Dispositionen interessierte Thesen dies vermögen, mit einer Erklärung über jeweilige Interessen der Akteure dieser Geschichtsbildproduktion an einer für sie hilfreichen Ordnung der Welt. Gegenüber einer Vorstellung, die die Dominanz des westlichen Geschichtsdenkens heute aus (gewaltsamen?) Überlagerungen indigener Entwürfe ableitet, schlägt er eine an interaktionistischen Modellen ausgerichtete Metapher vor: „Eher, meine ich, könnte man an ein weiträumiges Atelier denken, in dem ein Meister von Staffelei zu Staffelei schreitet und die gemischtfarbigen Hände seiner Schüler führt – so geschickt, daß sie selber zu malen meinen.“ (S.67). Hierauf folgt eine Erinnerung, daß kulturrelativistische Vorstellungen dem Evolutionismus zeitlich durchaus vorgängig waren, daß sie aber auch keine Lösung des Dilemmas sind, in das der Eurozentrismus geführt hat, vielmehr seien sie als ein Appell zu verstehen, sich dieses Dilemmas in einer hierarchisch geordneten Welt von Machtbeziehungen bewußt zu sein.

Jan Assmann konzentriert sich in seinem Kommentar auf die Zeitkonstruktion über Geschichte, im Sinne einer zeitlichen Ordnung des Geschehenen, und Anti-Geschichte (Mythos und Ritus), im Sinne einer Rückführung aller Ereignisse auf Urformen und Urnormen (S. 82). Der Bedarf an Zeitkonstruktion und die Entfaltung eines kulturellen Gedächtnisses sind

dafür anthropologische Universalien, die sich in der Form ihrer Ausprägung nach westlichen und nicht-westlichen unterscheiden lassen.

Tarif Khalidi geht den Spezifika der islamischen Traditionen für die moderne Geschichtsschreibung nach, und Aziz Al Azmeh spricht ganz offen von der Kohärenz des Westens als einer, allerdings nüchternen Romanze und verweist damit bereits auf eine Lösung des mit der Ausgangsfragestellung des Bandes gegebenen Konflikts: Interesse verdienen eher die wechselseitigen Durchdringungen, Rezeptions- und Anpassungsprozesse (in anderen Worten: die Kulturtransfervorgänge) als die Wiederholung der Abgrenzungsbemühungen, die ein Charakterzuges des untersuchten Gegenstandes und keine angemessene Analyseform seien. Die folgenden Teile des Bandes sind aber genau jenem Schema von der „Eigenart des Westens“ und dem „Blick der Anderen zugeordnet, womit keineswegs immer die Intentionen der Autoren korrekt getroffen sind, die mehr oder minder elegant den Kopf aus der Schlinge der Titelmetapher zu ziehen versuchen. Es erweist sich auch hier: Interkulturalität sollte weniger eine Ambition als vielmehr eine Praxis sein, damit das Gespräch zustande kommt.

Masayuki Sato fragt etwa in einer kulturanthropologischen Perspektive nach dem Nutzen historischer Vergewisserung für die jeweiligen Gesellschaften und öffnet damit den Blick für unbefangeneren Umgang mit der Theoriefigur der „Funktionsäquivalente“, die den Vergleich eines Teils seiner normativen Aufladung entkleiden kann.

Man kann das gesamte Buch auch als ein Paradebeispiel akademischer

Höflichkeit lesen: Alle Autoren, die eingeladen waren, Peter Burkes Thesen zu kommentieren, loben seine bisher vorliegenden Arbeiten, die ihn für die unternommene Übung speziell qualifizieren, und betonen den großen Wert von Burkes Bemühen um eine begriffliche Fassung westlicher Eigenheit des Geschichtsdenkens, um daran ihre mehr oder minder offene Kritik anzuschließen, ihm Eurozentrismus, logische Widersprüche und das Verdrängen banaler und zugleich wichtiger Tatsachen vorzuwerfen sowie für das eigene Interpretationsmodell zu werben. Burke beantwortet die verschiedenen Kritiken in vier Kategorien: die Hinweise auf die Standortgebundenheit seines Denkens akzeptiert er als Selbstverständlichkeit, weist aber letztlich mit einer bravourös elastischen Verteidigung alle Gegenverschlüsse (so Georg Iggers' Idee, das spezifische Westliche eher für einen Aspekt aller modernen Geschichtswissenschaft zu erklären; oder die griechisch-römischen Traditionen nicht umstandslos für westlich zu halten, sondern dem gesamten mediterranen Einflußraum zuzuordnen) zurück. Auch gegenüber dem Vorwurf der inhärenten (westlichen) Logik seiner Argumentation, die sich aus der aufgeworfenen Anfangsfrage ergebe, reagiert Burke flexibel, indem er jede Ableitung einer Bewertung des Vergleichsergebnisses zurückweist (wonach das Nichtvorhandensein westlicher Merkmale in China ein Makel und Rückstand sei), zugleich jedoch die komparative Konstellation verteidigt.

Den Vorschlag mehrerer Autoren (wie *Khalidi* und *Ankersmit*), über die auslösenden Faktoren historiographischer Revolutionen dem Problem der

Unterschiedlichkeit näher zu kommen, weist Burke mit dem Hinweis darauf zurück, daß einzelne Historiker ihre Innovationen nicht genau durch große politische Ereignisse verursacht vollbrachten. So sei auch Marc Blochs Historiographie nicht, wie Ulrich Raulff zuletzt betont hat, maßgeblich durch die Erfahrung des Ersten Weltkrieges geprägt.

Abschließend geht Burke auf eine Reihe von konkreten Kritiken an seinen Thesen ein und profitiert von der versammelten transkulturellen Expertise, um in einer Reihe von Punkten Erweiterungen und anders geartete Zuordnungen einzelner Historiographien im zweifarbigen Spektrum von westlich-nichtwestlich dankbar zu begrüßen.

Man kann sich nach Lektüre dieses Versuchs einer Bestimmung des typisch Westlichen in der Historiographie die Verhältnisse in der globalen Gemeinde der Historiker für die Zukunft nach folgendem Modell vorstellen: das Kolloquium zur Klärung der Divergenzen und Konvergenzen zwischen den Kulturen findet (schon wegen der besseren Ausstattung) im Westen statt, von dort kommt die strukturierende Vorgabe, deren grundsätzliche Infragestellung freundlich zurückgewiesen, deren Korrektur im Detail dagegen integrativ aufgenommen wird. Ob auf diese Weise eine historische Vergewisserung, die die Menschen außerhalb des „Westens“ in ihren Orientierungs- und Identifikationsansprüchen befriedigt, entsteht, darf bezweifelt werden. Das vorliegende Buch kann aber auch unabhängiger von Burkes Vorgaben gelesen werden. Dann ist es ein Kompendium von Andeutungen jener Pluralität, die heute die Interpretation der Geschichte und

der Beziehungen zwischen Okzidentalisten und Orientalisten kennzeichnet.

Matthias Middell

Sandrine Kott, Le communisme au quotidien. Les entreprises d'Etat dans la société est-allemande, Paris (Belin) 2001, 413 S.

Während DDR-Geschichte in der deutschen Historiographie nach 1989 einen unglaublichen Boom erlebt hat und mehr als eintausend Projektideen hervortrieb, für die sich Finanzierung, Bearbeiter und Publikum fanden, blieb der andere deutsche Staat für die französischen Historiker trotz einer gewissen romantischen Sympathie für die Koinzidenz der Revolutionsjahre 1789 und 1989 in weiten Teilen eine terra incognita. So galt es schon als sensationell, als die *Annales* der ostdeutschen Entwicklung ein eigenes Themenheft widmeten, das sich auf die Präsentation einiger neuerer Ansätze der Sozialgeschichte konzentrierte.

Es gab zwar entsprechend dem französischen politischen Interesse an der staatlichen Doppelexistenz des Nachbarn vor 1989 auch eine kleine Schar von Autoren, die sich der Entwicklung östlich der Werra zuwandten, aber weder gewann sie bis zum Ende der Zweiteilung Nachkriegseuropas einen nennenswerten Einfluß auf die historiographische Debatte in Frankreich noch konnte sie die Hemmnisse überwinden, die einer kritischen quellengestützten Betrachtung der DDR-Gesellschaft ganz praktisch entgegenstanden, solange die SED das Bild ihrer eigenen Geschichte restriktiv abschottete.

Angeichts dieser Lage stellt sich

die vorliegende Monographie zwei Aufgaben: Sie will für ein französisches Publikum die Dynamik der deutschen Diskussion um die DDR-Geschichte übersetzen, und sie will einen eigenen Beitrag zu dieser Debatte mit einer Analyse der volkseigenen Betriebe und der an ihrem Funktionieren ablesbaren Herrschaftsverhältnisse leisten.

Aus der ersten Aufgabenstellung erklärt sich nicht nur die Einleitung, die sich weitgehend auf das Nachzeichnen der großen Kontroversen in den beiden Enquete-Kommissionen des Bundestages zu den Folgen der SED-Diktatur stützt und einige Forschungsbeispiele aus dem Potsdamer Zentrum für Zeithistorische Forschungen heranzieht. Der Ansatz einer Sozialgeschichte, die sich als Hilfsmittel der Politikgeschichte versteht und ganz auf die Frage konzentriert bleibt, wie und warum die Diktatur funktionierte, ist vor diesem Hintergrund nicht verwunderlich. Man kann aus deutscher Sicht indes bedauern, daß die Autorin darauf verzichtet hat, die Fragestellungen und Analyseverfahren der französischen Sozialgeschichte auf das „fremde“ Material anzuwenden und damit gerade charakteristische Begrenztheiten der von ihr restituierten deutschen Diskussion zu überwinden, indem sie das während ihrer Deutschlandaufenthalte Erfahrene gewissermaßen „gegen den Strich“ liest. Auch in den einzelnen Kapiteln führt die Verfasserin jeweils zunächst relativ allgemein in die Herrschaftsmechanismen der SED und der von ihr geschaffenen Organisationen ein, bevor sie zur Präsentation ihres spezifischen Quellenertrags gelangt. Hieraus ergibt sich eine gewisse Enttäuschung der Autorin selbst, die sich zum Ziel